

(Nachdruck verboten.)

40]

Im Vaterhause.

Socialer Roman von Minna Kautsky.

Das Udel-Quartett begann seine Vorträge. Sie brachten die alten Couplets, über die alle Wiener so oft schon gelacht hatten; bei Speise und Trank ließ man sich's gerne gefallen. Das Menu war gut zusammengestellt und die Weine vorzüglich.

Der Tisch, an dem Se. Excellenz Platz genommen, war der Brennpunkt des Abends und alle Blicke dahin gerichtet.

Bald ließ sich dieser, bald jener vorstellen, um von Excellenz ein Wort zu erhaschen, einen Blick von den Mädchen. Man ließ Vater Witte dabei gern eine Rolle spielen.

Er hatte Mühe, den Stolz, der ihm das Herz schwellte, nicht zu verraten, sich in den Grenzen eines jovialen Gleichmutes zu verhalten.

Die Mädchen beachteten nicht diese Reserve; der alte Udel war ihnen neu und seine Mädchen wirkten unwiderstehlich auf ihr Zwerchfell. Sie mußten lachen, sie konnten nicht anders, sie lachten gut, froh, von Herzen, und dieses aufrichtige Lachen wirkte ansteckend, wie etwas unbegreiflich Erquickendes auf diese blasierten Männer.

Excellenz war in der besten Laune, er applaudierte die Vortragenden, er applaudierte die Mädchen, wie ein alter Claqueur, der animieren will.

„Excellenz unterhält sich wunderbar,“ hieß es im Saal. Und die allgemeine Aufmerksamkeit wendete sich immer wieder den drei Gulddinnen zu, unter denen Excellenz die kleine Solistin besonders fetierte. Der alte Brandt lächelte in greisenhafter Eitelkeit.

Paul war an den Tisch getreten und hatte sich Tini gegenüber gesetzt, unberührt von ihrer Fröhlichkeit. Groll lag zwischen den Brauen, und der sarkastische Zug um den Mund vertiefte sich mehr und mehr. Es fiel nicht auf. Er gehörte zu denen, die in der Luft der andern etwas Verlegendes finden.

Reich bemühte sich um die Bewirtung; auf seinen Wink flogen die Kellner. Er war Luise näher gerückt, er legte ihr vor, schenkte ihr ein, behütete sie vor der allzu nahen Berührung mit andern, alles mit vollendetem Takt, in zarter Mütterlichkeit. Wie zufällig berührte er ihre Hände, ihren Arm, es war eine versteckte Liebkosung, die ihre Wangen dunkler färbte.

Sie lachte wie Tini, wie ihre Schwester, aber nicht wie jene über die Spätschen der Vortragenden, sie lachte über die Wonne des Lebens, die flammengleich in ihr Herz stieg.

Es war Mitternacht geworden. Die Gäste hatten gegessen, getrunken, gelacht — der aufmerksame Hausherr wischte sich die Stirne, seine Zunge war trocken, seine Füße zitterten.

„Eine Schinderei, so ein Abend,“ murmelte er. Ab und zu war er an den Tisch gekommen, an dem die Wittes saßen. Für Ferdinand war kein Platz da.

Die Mädels hatten ihre Aufgabe, zu animieren, wunderbar erfüllt, aber was hatte er davon? Er hatte ihre Toiletten befohlen, bezahlt, die starke Defolletierung war sein Geschmack, und nun stellten sich andre hinter sie, um sich an den reizenden Schultern zu weiden. Sollte er zu gar nichts kommen an diesem Abend?

Die Dreifacher Kapelle spielte jetzt einen Walzer. In Wien gab's keinen zweiten, der so dirigierte, mit dieser Berbe, die mit sich fortrif.

Tini schaukelte sich auf den Bogen der Musik. „Tanzen, tanzen!“ rief sie plötzlich. „Ich möchte tanzen!“ „Tanzen wir,“ entschied Excellenz. „Aber wie, wo?“ „Ich lasse den kleinen Saal erleuchten,“ bemerkte Ferdinand zuvorkommend.

„Ideal von einem Hauswirt, ein Zauberer, der jede Laune seiner Gäste erfüllt,“ sagte Excellenz.

Der Tanz war nicht im Programm. Aber der Vorschlag wurde mit Acclamation entgegen genommen.

„Es wird getanzt!“ Die Stunde durchflog den Saal. Alle Damen flatterten auf, weißen Tauben gleich. Man verfügte sich in den kleinen Saal. Excellenz führte selbst an.

„Heute tanzt er, morgen werden ihm die Soci einen Tanz aufführen,“ spöttelte einer der Herren, der sich Leopold Meier nannte und einen Orden hatte.

„Dieses Gefindel geberdet sich täglich frecher,“ bemerkte der andre, der einfach Maier hieß und noch keinen Orden hatte. „Was wollen denn diese Kerle eigentlich?“

„Ich meine, sie brächten es laut genug zum Ausdruck: Heraus mit dem Wahlrecht, brüllen sie seit einem Jahr. Nun haben sie's, passen Sie auf, was da herauskommt.“

„Ich begreife den Langmut der Regierung nicht, daß sie sich solche Uebergriffe gefallen läßt.“

„Ja, unsere Politiker und Regierungsgewaltigen,“ spöttelte Leopold Meier. „Da sehen Sie's ja — das tänzelt in den Salons herum, das schneidet die Cour, indes steigt das Proletariat auf die Straße.“

„Hineinfeuern, nur hineinfeuern!“ Leopold Meier, der einen Orden hatte, zuckte die Achseln.

„Ich bin sehr für Humanität, aber schließlich — es bleibt nichts andres übrig.“

Man stellte sich zur Françoise auf. Ferdinand führte Gusti. Ihm wankten die Knie, aber er wollte doch etwas haben.

Excellenz sah sich gezwungen, „schandenhalber“, wie Paul boshaft bemerkte, Frau v. Krämer zu bitten.

Tini war frei. Paul trat zu ihr. „Wollen Sie mit mir tanzen?“

Ein Aufblitzen ihrer Augen, ein gewährendes Lächeln. „Für die Dauer einer Quadrille wollen wir schon mit einander auskommen,“ sagte sie übermütig.

Sie gab ihm die Hand, die er in seinen Arm zog. „Ich rechne auf Ihre Guld, mein Fräulein.“

Sie lächelte. Wußte sie, daß hinter seinem kalten Sarkasmus die Blut des unbefriedigten Mannes sich barg, daß dieser Weiberverächter nach ihrer frischen Jugend begehrt? Daß er aus Eifersucht den Vater haßte, der ihm bei ihr im Wege stand? Sie war eine Wissende, aber sie ließ sich davon nicht aufregen. Den Hochmütigen zu zügeln, den Beleidiger — und er beleidigte sie mit jedem Wort — zu bestrafen, das war eine Aufgabe, und sie fühlte die übermütige Kraft in sich, sie zu lösen.

Reich tanzte nicht. Mit verschränkten Armen stand er an eine Säule gelehnt, das Ziel aller schmach tenden Blicke der versammelten Damen. Seine Haltung war stolz und ruhig, das dunkle Haar fiel in einigen Ringeln über die breite, schön gewölbte Stirn, das Gesicht erschien blaß, sein Lächeln erzwungen.

„Er sieht heute furchtbar interessant aus,“ wisperten die Damen einander zu. Er konnte es hören, er blieb unbeweglich und unbewegt. Den Kopf etwas zurückgelehnt, sah er dem Tanze zu.

Witte trat zu ihm und sprach ihn an. Er antwortete kurz und frostig. Es hätte ihn verlegen müssen, hätte er nicht bemerkt, wie Reich mit den Augen jede Bewegung seiner Tochter verfolgte. Es war aber auch ein Genuß, sie tanzen zu sehen. Leicht, anmutig beschwingt von dem Rhythmus, der in jeder Bewegung ihres schlanken biegsamen Körpers zum Ausdruck kam. Sie tanzte unter den Augen des Geliebten, und wenn sie in den Paufen sich mit ihrem Tänzer unterhielt, dachte sie doch nur an jenen. Aber das Fieber, das seine Nähe ihr brachte, war geschwunden, sie atmete ruhig und frei. In dem Maße, als ihre Haltung ungezwungener, ihr Geplauder lebendiger wurde, um so verstimmter erschien Reich, und als ihr Tänzer sie zu ihrem Plaze zurückführte, und sie ihn mit einem süßen Lächeln entließ, wallte sein Groll zornig auf.

„Sie sind kokett,“ flüsterte er ihr zu. Sie erblaßte merklich.

„Was habe ich denn gethan?“ „Sie geben sich entzückt, um Entzücken zu wecken, wollen Sie diesen Laffen erobern? Nie sah ich Sie so vergnügt plaudern, niemals so lebhaft.“

Da sah sie ihn an, vorwurfsvoll, und doch so lieb und so sicher in ihrer Liebe, die in einem reizenden Lächeln zum Ausdruck kam. Er war wie umgewandelt.

„Verzeihe, ich bin ein Thor!“ Er ergriff ihre Hände und küßte sie.

„Ich bin so verklebt, daß ich nicht weiß, was ich thue, was ich rede!“

Er umschlang ihren Leib. „Wir wollen tanzen!“

Sie tanzten miteinander. Er hielt sie in seinen Armen, Auge in Auge gesenkt, und jeder Blick war eine Liebkosung und jeder Atem ein Kuß.

Zimmer inniger schmiegt sie sich aneinander. Wie jung fühlte er sich in diesem Augenblick, wo er die Jugend in seinen Armen hielt. Es war lange, lange her, daß ihm die Freude des Daseins so stürmisch die Pulse durchjagte.

Sie flogen dahin, sie rasten, beide von demselben Taumel erfaßt.

Erst die feurigen Schlußaccorde ließen sie innehalten. Quiete schwante; alles drehte sich ihr im Kreise, sie lehnte ihren Kopf an seine Brust und schloß die Augen.

Er beugte sich über sie, schwelgend im Genuß des Gebotenen, dürstend nach Süßerm noch.

In dem kleinen reich mit Spiegeln ausgestatteten Gemach, dem sogenannten Künstlerzimmer, das einen Ausgang nach dem Saal, einen zweiten nach dem Korridor hatte, saßen Tini und Paul.

Er sprach allein, und der Ausdruck seines Gesichtes war von seltener Lebendigkeit.

Der verdrossene spöttische Zug war daraus geschwunden. Er erzählte ihr von Italien. Sie hörte voll Interesse ihm zu, ihre Augen glänzten.

„Ach, das muß herrlich sein! Das möchte ich kennen lernen!“

„Das steht in Ihrem Belieben. Wenn Sie meine Begleitung annehmen — wir reisen sofort.“

Sie sah ihn lächelnd an.

„Sie wollen mich also entführen?“

„Nein, ich erwarte, daß Sie freiwillig mit mir gehen.“

„In welcher Eigenschaft?“

Eine Pause entstand, forschend blickte er ihr in die Augen. Sie lächelte noch immer, mit etwas gespanntem Ausdruck.

„Als meine Geliebte,“ sagte er trocken.

Es durchfuhr sie, ihre Ueberraschung war unverkennbar. Sie senkte den Kopf.

Beide schwiegen. Ihre Haltung flößte ihm Vertrauen ein. Sie war verwirrt, nicht empört. — Es wäre möglich.

Er musterte die junge Gestalt von oben bis unten, und plötzlich, in gänzlich verändertem Ton, stoßweise und heftig, wie ein Geständnis, das sich widerwillig von seinen Lippen löste, sagte er:

„Tini, Sie haben mir gefallen von dem ersten Augenblick, wo ich Sie sah — ich will Sie besitzen — fürchten Sie nichts — ich will geduldig sein — ich — ich habe noch wenig Glück genossen, glauben Sie mir . . . meine Ehe war ein Geschäft — mein Vater hatte als guter Kaufmann den Handel geschlossen. Frühzeitig sah ich mich an Indolenz und Dummheit gebunden. Ueberdruß hatte mich bald erfaßt, und das sollte nun so bleiben, — mein ganzes, ganzes Leben hindurch. Das kann kein Mensch ertragen — das ist unmöglich! Aber die Weiber, die sich uns anbieten, wenn wir nicht mit dem Eherring aufwarten können, das ist entweder ein Ideal oder — Verworfenheit. Mich beglückte die letztere Sorte. Ich lernte die Weiber verachten, diese blutlosen geldgierigen Vampire, die uns in ihrer Verworfenheit so überlegen sind. Ich hab' sie gemieden — aber ich bin noch jung, ich möchte noch glücklich sein — Tini, Sie sind ein originelles Geschöpf, voll Ehrgeiz und Temperament. Sie wollen etwas — Sie glauben an sich — Sie haben ein Recht dazu. Sie leben in Vaterhause — Sie brauchen sich nicht zu erniedrigen — Sie sollen es nicht. Unser Verhältnis kann kein legitimes sein, aber ich kann es zu einem vornehmen gestalten. Ich werde Sie vor den Gefahren einer Bühnenlaufbahn schützen, Ihre Vorzüge entwickeln, Sie zur Künstlerin herausbilden, an Ihren Erfolgen den regsten Anteil nehmen. — Lassen Sie mich Ihr Gefährte sein auf dieser Bahn, sie wird uns beide in die Höhe führen!“

Sie hatte ihm zugehört, wie erdrückt von dem Ansturm neuer Vorstellungen und Empfindungen, die sämtlich freudiger Art waren. War es das Geständnis seiner Liebe oder die Fülle des Begehrenswerten, die er ihr bot, was sie mit größerer Gemüthung erfüllte? Sie wußte es nicht, aber wie damals, als sie zum erstenmal in der Zeitung lobend genannt wurde, hätte sie aufjubeln mögen: ich bin etwas, ich bedeute etwas! Alle ihre Träume von Glück, von Luxus und Erfolg waren ihr plötzlich nahe gerückt, sie brauchte nur die Hand danach

auszustrecken — sie hätte ihm um den Hals fallen mögen. Aber schon drängten sich andre Erwägungen in ihr Gehirn. Sollte sie ihre Freiheit dahingeben an einen, den sie fürchtete, der sie unterjochen würde? O ja, das würde er, sie wußte es ganz genau. Gleichzeitig kam ihr die liebenswürdige Folgsamkeit des alten Barons, die läppische Einfalt des Grafen in den Sinn. Excellenz hatte versprochen, sie an die Burg zu bringen, er hatte die Macht dazu. Und der Alte? Er machte sie zu seiner legitimen Frau, sobald sie es wollte, sie würde Baronin und seine Erbin — und dabei frei zu sein, frei zu bleiben! Keinem unterthan, keinen andern Willen zu kennen, als den ihren.

„Sprechen Sie,“ sagte Paul. Es klang heiser, fast erstarrt. Sie verharrte in ihrer Stellung — die Augen gesenkt. Ein verstohlener Blick streifte den Spiegel.

Diese Dame, die da vor ihr saß im weißen Atlaskleid, das Taille und Hüften eng umschloß, um von den Knien an in reichen schimmernden Falten herabzuliegen, die noch weit hin über den Boden sich breiteten, diese elegante Person mit der in Locken gebauschten Frisur, die sich anmutig an die geröteten Wangen anschloß, das war sie — die Schloffer-Tini!

„Da möcht' man sich doch gleich selber die Hand küssen!“ dachte sie.

„Neden Sie, ich will Antwort haben,“ befahl Paul. Verhaltener Zorn bebte in seiner Stimme.

Der Ton entschied gegen ihn. Sie hob den Kopf und sah ihn an. Ruhig, mit ungewöhnlicher Sanftmut, fast etwas feierlich, entgegnete sie:

„Ich habe Sie reden lassen — ich danke Ihnen. Ich weiß, Sie meinen es gut mit mir, aber —“ Sie machte eine kleine Pause, eine wahre Kunstpause, während ihre Augen wieder den Boden suchten. „Sie scheinen noch nicht unterrichtet zu sein, daß —“

Sie erhob sich plötzlich, ihre schlanke Gestalt richtete sich empor und, im Ton wirklicher Vornehmheit, ihm dabei fest in die Augen blickend, sagte sie: „Ich darf mich als die Verlobte Ihres Vaters betrachten, das enthebt mich wohl jeder weiteren Antwort.“

„Ich gratuliere,“ sagte er mit einer Verbeugung. Er war nur ein wenig blaß geworden.

Sie trat auf ihn zu und streckte ihm die Hand entgegen: „Seien Sie mir nicht böse,“ sagte sie herzlich, „wollen wir Freunde sein?“

„Wir werden Verwandte sein,“ sagte er hämisch, und mit gewohntem Sarkasmus: „Erlauben Sie, daß ich Sie dem glücklichen Bräutigam entgegen führe.“

Die Festesfreude schwall höher; man tanzte wie toll, dabei knallten die Champagnerpropfen, die Becher schäumten.

Der Flirt wurde ungenierter, man drückte die Hände und die Taillen, küßte im Borbeitanzen die flatternden Bändchen der Schönen und die Schultern, wenn es gelang.

Ferdinand hatte an die Herren kleine Sträußchen verteilen lassen, ihre Tänzerinnen damit zu schmücken. Er selbst hatte Gusti nicht wieder losgelassen. Herrgott, das Mädel war in ihrer Leppigkeit auch zu verführerisch, und er wollte doch etwas haben.

Er wollte sein Sträußchen eigenhändig an ihren Busen heften, sie wehrte errötend ihn ab.

Er bat, er bettelte, die Finger wurden kühner. Da nahm sie es ihm aus der Hand und steckte es selbst ins Korsett.

Es war herrlich anzusehen, wie die dunklen Rosen sich an den weiß schimmernden Busen schmiegt, der noch frischer und duftender war als die Blumen.

Er zitterte in wollüstigem Begehren, auch sie schien in Wallung. Die Wangen, der Hals, der Nacken in Flammen getaucht . . . Er nahm sie um die Taille und walzte mit ihr durch den Saal. Zimmer enger preßte er sie an sich, mit einer Dreistigkeit, daß Leib an Leib sich berührte . . . Da hatte sie sich mit einem Ruck von ihm losgemacht, mit einem Laut der Empörung.

Sie wollte fort, er riß sie aufs neue in seine Arme: „Gustier! — süßes —!“

Der Hauch seines Mundes berührte sie, sie schlug ihm ins Gesicht und eilte davon.

Die nächsten Paare stießen in Ferdinand hinein, der ganz verdukt dastand mit hängenden Lippen.

„Wenn man das nicht einmal haben dürfte —“ murmelte er. „Eine solche Ungezogenheit —“

(Nachdruck verboten.)

Münchener Plauderei.

Im Hofbräuhaus zu München entwickelt sich jetzt unter dem Einfluß der Fremdensaison jenes bunte Treiben, das den von auswärtigen Kommenden so angeht. Freilich, der eigentliche Münchener wird dadurch von seiner Stätte vertrieben. Er zieht sich grollend von den anstürmenden Scharen, die in allen Sprachen reden, auf den Keller zurück. Wer also nun den Münchener kennen lernen will, muß auf den Keller gehen. Hier durchstreifen nur wenig Fremde den Garten, denn wenn sie was gehört haben vom Münchener Kellertreiben und es sich ansehen möchten, so gehen sie nach dem Löwenbräukeller. Da geht der Münchener aber gerade nicht hin. Weil er eben weiß, daß er da vor lauter Fremden keinen Platz kriegt. Da sind aber die andern Keller, die alle ein wenig außerhalb des Mittelpunkts der Stadt liegen, mächtige Terrains mit altem Baumbestand, meist etwas hochgelegen über den Straßen und dem Straßendunst. Hier ist immer kühl, weins auch noch so heiß ist. Hier ist immer Konzert, und wer nach 9 Uhr kommt, findet schwerlich noch einen Platz. Entree kostet es natürlich nicht. Am Eingang gleich stehen die obligaten Verkaufsstände, ohne die der Münchener nicht existieren kann: eine Käsebude, ein Radstand. Hier erhält man für jeden beliebigen Preis ein Stück Käse oder einen gleich fig und fertig schnell zurechtgemachten großen Mettig, der ca. 7—10 Pf. kostet, fein geschnitten, mit Salz bestreut. Dann geht man weiter, mit Käse und Mettig unter dem Arm, und erstickt sich ein Hausbrot, d. h. für 8 Pf. ein Stück Brot, das hier zum Unterschied von einer Semmel Hausbrot heißt. Nachdem man sich einen Platz gesucht hat — man setzt sich irgendwo heran, wo schon andere sitzen, das thut der Münchener mit Vorliebe, niemals wird man so etwas finden, wie es in Norddeutschland oft ist, daß an jedem Tisch ein paar Leute, oft nur einer, sitzen, nein, alles hat das Bestreben, sich zusammenzufinden — erledigt sich seiner Schätze und erobert sich einen Maßkrug. Mit diesem zieht man vor ein ewig rinnendes Brunnlein und schwenkt den Krug gehörig aus, geht an die Schänke und läßt sich „a Maß“ verabfolgen, wobei man genau aufpaßt, ob man richtig „eingeschänkt“ kriegt. Denn das ist der einzige Punkt, wo der Münchener aus seiner Gemüthlichkeit herausgerissen wird: wenn der Schänkteller allzusehr schneidet. Es herrscht hier nämlich der Brauch, daß der Schänkteller eine bestimmte Summe abliefern für jedes Maß, es gewissermaßen pachtet. Natürlich ist sein Bestreben, möglichst viel heraus- und in seine Tasche hineinzubringen. Bei großen Jahrmärkten ist das was anders. Da zieht man mit seiner schlecht eingeschänkten Maß einfach zum nächsten Polizisten. Denn zu dessen Obliegenheiten gehört es, aufzupassen, daß der Münchener sein richtiges Quantum Bier bekommt. Und wenn es hier wirklich mal zur Schlägerei kommt, so ist es um dieses Grundes willen. Und die Schänkteller sind meist wegen ihres täglichen Umgangs mit den riesigen Fässern keine Schwächlinge. Man muß staunen, wieviel solcher Kolosse tagtäglich auf mächtigen Bierwagen durch die Straßen transportiert werden. Die Münchener Biertrinker haben noch eine besondere Tracht, lange Schachtstiefel und einen großen, braunen Sammthut mit mächtiger, runder Krämpfe. Und die Gäume sind wahre Prachtexemplare, sie werden mit hellen, braunen Ledergurten geschmückt, an denen runde Messingtäfelchen hängen, und alles blüht und blüht.

Und dann, wenn man also zu ganzer Zufriedenheit alles besorgt hat, dann beginnt man die Vorräte schön auszapfen und verzehrt den Käse und den Rabi und trinkt sein Bier und horcht auf die Musik.

Ueberhaupt — es wickelt sich alles in Ruhe ab. Und von der Polizei ist nicht viel zu sehen. Es kontrolliert sich alles selbst. Nirgendwärts wird es so viel Freiheit im öffentlichen Verkehr geben wie hier und sehr, sehr selten hört man von irgend welchen Krawallen. Denn der Münchener erachtet es als sein gutes Recht, wenn wirklich etwas passiert, sich dazu zu stellen und umständlich seine Meinung zu diesem Fall zu äußern. Und was der Münchener als sein gutes Recht ansieht, das kann ihm keine Macht der Welt nehmen. Das leidige: „Nicht stehen bleiben, bitte weitergehen“ — wird man hier nie hören. Im Gegenteil — der Polizist erörtert mit, was da wohl zu machen ist, und bald ist alles von selbst im richtigen Geleise und der biedere Münchener schiebt erleichtert weiter. Die einzige Funktion des Polizisten besteht vielleicht darin, aufzupassen, daß den sich Anammelnden und Disputierenden nichts geschieht, er achtet auf die Wagen und auf die Elektrische usw. So wickelt sich der Verkehr ganz von selbst und ruhig ab und man merkt auch nicht die Spur von einer Oberaufsicht. Darum zieht auch den in dieser Beziehung nicht verwöhnten Norddeutschen dieses mehr freibeitliche Leben, wo jeder thun und lassen kann, was er will, unwiderstehlich an.

Dieses Leben — nach so vielen Richtungen es sich auch verzweigt — hat seinen Mittelpunkt bis zu einem gewissen Grade im Hofbräuhaus, und zwar weniger in dem Bräustuhl und auch nicht in dem mächtigen Festsaal, sondern speciell drunten im Hof. Es ist eine Sehenswürdigkeit, und mit Recht.

Dieser Hof mit seinen schönen, schattigen Arkaden, die sich an den vier Seiten hinziehen, ist ein Staat im Staate und wer da eintritt, wird Mitglied einer höheren Gemeinschaft. Denn alle Ständesunterschiede schwinden. Es giebt hier keine kleinen Einzelstücke, lange, schwere Eichentische stehen aneinandergereiht und davor Holzbank, und da sitzt alles nebeneinander. Das Prinzip der Selbstbestätigung ist auch hier durchgeführt. Wer etwas essen will, geht in den Kreuzgang, wo die Küche ist — ein riesiger Raum mit vielen

Serben — und ruft der Köchin zu, was er haben will. — die Speisekarte hängt aus, — und in ein paar Minuten hat er das Gewünschte, erhebt sich noch ein Hausbrot, geht einen Stand weiter, wo er Messer, Gabel, Löffel in einem großen Korb gesondert vorfindet, und dann sucht er sich einen Platz.

Es liegen sich Seiten vollschreiben über das, was man hier sieht, denn hier bekommt man noch einen Begriff von wirklichem Volksleben. Im Hof stehen alte Bäume, die Schatten spenden. Da stehen Fässer, die als Tische dienen für die, die einen Stehstoppfen trinken wollen. In der Mitte plätschert ein schöner Sandsteinbrunnen. Der breite Rand des Beckens ist voll besetzt; jeder hat seine Maß neben sich und läßt die Beine herunterbaumeln. Ueberhaupt schweigen hier alle Stürme des Lebens und eine erhabene Ruhe breitet sich ringsum. In philosophischer Gelassenheit sitzt hier jeder vor seiner Maß und schaut und schaut, sieht alles und rührt sich nicht, und der irdene Krug steht wie ein stiller Gefährte neben ihm. Dann kommt der Silhouettenstecher, der Postkartenhändler, der Knopfs- und allerlei andere Utensilienverkäufer, Kleiderhaken werden einem angeboten und Bücher — es ist beinahe süßlich ungezwungenes Leben. Alle diese Leute haben ihr ständiges Quartier hier und machen von Zeit zu Zeit ihren Rundgang. Wer trinken will, trinkt, wer keine Lust dazu hat, läßt es bleiben. Da sind speciell für solche Leute steinerne Bänke im Hof und in den Hallen hölzerne Ruhefüße, wo man sich einfach niederläßt und der Ruhe pflegt. Denn hier wird nicht genötigt. Die Kellnerinnen sind eigentlich nur für die Fremden da, die mit dieser Art der Selbstbestätigung nicht Bekanntschaft wissen und „bedient“ sein wollen. Der eigentliche Münchener bringt sich sogar sein Essen mit, packt aus, holt sich vom Büffet Teller, Messer, Gabel, und laßt sich hier nur seine Maß. Und dann ziehen die Fremden ihre photographischen Apparate aus den Hüllen und stellen sich mitten in den Hof und halten das Ganze im Wilde fest. Gebirgsbewohner, die zum Besuch hereingekommen sind, zeigen sich in ihren schönen, bunten Trachten. Einem anderen macht es Spaß, ein Maß umzukippen und im Hof herumzugonkeln. Und alles sitzt friedlich bei einander. Und die Sonne scheint, und der Brunnen plätschert — ein überaus malerisch buntes und belebtes Bild.

Der Münchener ist mit Recht stolz auf sein Hofbräuhaus. Und mag diese ganze Ungezwungenheit und dies „den anderen Gewährenlassen“ auch zu einem Teil auf Phlegma beruhen, es liegt doch auch eine gewisse Erziehung und selbständige Ueberlegenheit darin, eine gewisse Kultur, die sich nicht ableugnen läßt und die schon angeht, daß wir uns dem Süden nähern. — es.

Kleines feuilleton.

— Eine gemüthliche Gegend. Aus Montreal (Kanada) wird der „Frankfurter Zeitung“ unterm 6. d. M. geschrieben: Die im hohen Norden Kanadas in der Nähe des Großen Slaven-Sees gelegenen „Barren Lands“ hat bisher nur wenig Anziehungskraft auf Touristen ausgeübt. Sehr natürlicherweise, denn nach der Erzählung eines aus diesem Dorado soeben zurückgekehrten Sportsmannes, der daselbst der Jagd auf Wisam und Karibou obgelegen hat, ist der Name „Barren Lands“ (Wüsteneien) mehr als gerechtfertigt, eine Reise dorthin ist, außer im Sommer, ein fortwährender Kampf gegen Hunger und Kälte, die noch schlimmer ist als der Hunger. Denn ein niemals aufhörender, starker eisiger Wind vergrößert nur noch das Leiden. Der erwähnte Sportsmann glaubte sehr Arg und sorgsam zu handeln, als er sich vor seiner Abreise eine Stopphaube aus dicker Wolle in Montreal kaufte, die nur eine kleine Oeffnung für die Augen und den Mund freiließ. Das erste, was er nun auf Barren Lands that, war, diese Haube als gänzlich nutzlos fortzunehmen, denn durch das Atmen bildete sich im Nu eine dicke Kruste, um dieses Eis auf der Wolle, und da es an Feuerungsmaterial mangelte, um dieses Eis zum Schmelzen zu bringen, so hinderte das beim Marschieren ungemein. Von den 24 Stunden des Tages war die späte Nachmittagsstunde stets die unangenehmste; das aus getrocknetem Moos mühsam entfachte Feuer gab keine Wärme. Es sollte das Wasser für den Thee zum Kochen bringen, gewöhnlich ging es aber schon aus, wenn der Schnee im Kessel geschmolzen war und das Wasser eben zu summen begann. Nachdem man dann den insofern etwas primitiven Thee getrunken hatte, wurden die Lagerstätten im Zelt aufgesucht. Man kroch in Pelze und Schlafsäcke, legte sich so nahe wie möglich aneinander und verkehrte die Moccassins vorsichtig unter dem Kopfe, denn sonst wären die Eskimohunde, von denen man 28 Stück als Zugtiere mitführte, darüber herfallen und hätten die Schnürbänder gefressen. An Schlaf war aber noch lange nicht zu denken, denn sobald die Männer ihre Schlafstellen in dem etwa 7 Fuß breiten Zelte eingenommen hatten, stürzten diese 28 halb verhungerten Tiere herein und nun begann regelmäßig unter ihnen ein bissiger Kampf. Denn auch sie wollten ihrerseits möglichst gute Ruhestätten erobern. Der Reisende erzählt, daß es in besonders kalten Nächten eine schöne Sache ist, ein warmes Hundesell zu Füßen und im Rücken liegen zu haben, aber wenn es sich ein Hund auf dem Kopf, ein zweiter auf den Schultern, ein dritter und vierter auf dem Leib und den Weinen für die ganze lange Nacht bequem macht, so hört das auf, eine angenehme Sache zu sein. So ungefähr lebt man in den „Barren Lands“ im Frühjahr, Herbst und Winter; im Sommer aber machen die Myriaden von blutgerigen Moskito und bössartigen Fliegen den Aufenthalt daselbst ganz unerträglich. Das Wild zieht sich

in unzugängliche Moräste zurück; sein Fell und Fleisch ist dann auch wertlos. Alles in allem genommen also eine recht „gemüthliche Gegend“, diese „Barren Lands“.

Musik.

Florestan liebt Justine, aber ihre Eltern sagen Nein. Er will seinen Leiden und Gläubigern entgehen: als Beauftragter irgend eines Zoo reist er in die Welt hinaus, um erotische Menschenpaare heimzubringen, damit sie ausgestellt werden. In der Hauptstadt von Kurdistan, in die er kommt, besteht das Gesetz, daß alljährlich die Königin sich von ihrem Gemahl scheiden lassen und dem die Hand reichen muß, der im Wettlauf mit einem Stirsch gewinnt und dann noch die weitere Probe besteht, sich von den Bajadern des Hofes nicht berühren zu lassen. Florestan will mittun und trainiert sich entsprechend, während der Oberpriester sich anderwärts vorbereitet, ihm den Rang abzulassen. Die Operettenlogik zwingt aber Justine und ihre Eltern, ihm nachzureisen. Das führt einstreifen zu verschiedentlichen Episoden von Sklaverei und dergleichen. Bis endlich Florestan die Hand der Königin erläuft. Doch diese liebt ihren bisherigen Prinzgemahl zu sehr, als daß sie sich von ihm wirklich trennen könnte. Darum beschließt ein Verschwörerquartett, den dritten Akt kurz zu machen. Justine erscheint als Bajadere, Florestan erliegt, die Königin behält ihren Gemahl, und Justines Eltern, die bereits im Käfig saßen, um dem Agenten des Zoo übergeben zu werden, finden ihre Freiheit wieder.

Das ist der Inhalt des Textes zu der „burlesken Oper“ „Der Prinzgemahl“, verfaßt von drei Herren so und so und komponiert von André Messager. Vorgestern (Sonntag) hat uns die Gesellschaft des Central-Theaters bei ihrem gewohnten Sommergastspiel im „Neuen Opern-Theater“ damit unterhalten. Der Komponist, gleich manchen Vertretern der heiteren Musik Frankreichs aus kirchenmusikalischer Thätigkeit heraus arbeitend, ist uns bereits hauptsächlich durch seine „kleinen Michus“ bekannt. Er hat hier nicht eigentlich eine „burleske Oper“ geschrieben: das Burleske liegt mehr im Text als in der Musik (einige graziöse Sprünge in der Harmonie thun's allein noch nicht), und die Oper liegt mehr in dem, was der Komponist andernfalls leisten könnte. Bleibt übrig eine alltägliche Operette mit guter Musik. Gut ist sie nicht in dem Sinne einer dramatischen Charakterisierung oder gar Entwicklung: darin, und selbst in dem Aufbau größerer Ensemblestücke, haben schon Geringere als Messager einen weiteren Anlauf genommen. Was uns aber diesmal doch weit über gewöhnliche Opernmusik hinausführt, ist die entschiedene künstlerische Faktur der einzelnen Musikstücke. Sowohl in den Melodien wie auch in der Führung und Instrumentierung der Orchesterstimmen spricht ein vornehmer Meister zu uns. Man merkt es namentlich in den completartigen Gesängen, und das will viel sagen: gerade diese sind sonst der Tummelplatz des Unvornehmen, falls dieser Preis nicht den in der Regel unvermeidlichen Sentimentalitäten der Operetten gebührt. Aber auch davon ist Messager im ganzen frei; und in einigen Einzelgesängen und Duetten sowie in jenem Quartett entfaltet er eine wirklich reizende Annuit. Daß aus all dem, namentlich im weiteren Verlauf des Stückes, nichts rechtes Ganzes wird, und daß die Possenhaftigkeit unter dem technischen Terminus „burlesk“ den Gesamteindruck stärker beherrscht, als es die Musik thut, läßt sich denken. Dem großen Publikumsersfolg, den der Abend hatte, und der zu einem mehrmaligen Erscheinen eines Herrn führte, welcher wahrscheinlich der Komponist war, half auch ein kleines Fischen nach. Nötig war es nicht; so bedeutend ist denn das Werk doch nicht.

Die Vorstellung zeigte die bekannte Qualität. An dem guten Spiel war nicht nur die Darstellerin der Königin, Josephine Vettori, beteiligt, sondern auch mancher andre; weniger Emil Albert, der aus seinem Oberpriester hätte eine gewaltigere Komik herauszuschöpfen können, als besonders Paul Vandelow in der kleinen Rolle eines stummen, auf jenen Menschenfang ausgehenden Sklaven. Gesang: nicht besser als sonst; doch fiel uns Paula Seidner in einer Nebenrolle günstig auf. Eine frische, charakteristische Vortragweise haben sie dort immer wieder. Insofern könnte man dieser Gesellschaft ganz wohl größere Aufgaben zumuten; und Künstler dazu mitzureisen, ist nicht schwer, wenn nur die richtigen Führer da sind. — sz.

Aus dem Tierleben.

— Im „Weidmann“ spricht Willy Seeger über den Schaden, den die Raben den Vogelnestern thun. Die gefährlichsten Nesträuber der Rabensippe seien die Raben- und Nebelkrähe, ferner die Elster und der Eichelhäher. Die Saatkrähe mag sich wohl auch ab und zu an Vogelnestern, den Eiern und Nestlingen vergreifen, jedoch ist sie durch das Vertilgen von Würmern, Maden usw. vorwiegend nützlich und verdient eher der Schonung als obgenannte Arten. Die Saatkrähe ist leicht zu erkennen an dem schmutzig-weißen Ansat überhalb des Schnabels. Von den vier oben bezeichneten Vögeln sind Elster und Häher den Nestern am gefährlichsten und verdienen unbedingt, aus nestreichen Gegenden, wie Parkanlagen, Gärten usw. ausgerottet zu werden. Raben- und Nebelkrähe geben erstere zwar nicht viel nach, werden jedoch ab und zu durch Verzehren von Gewürm dem Landmann nützlich. In Parkanlagen, wo sich die meisten Singvögel aufhalten, dürfen auch sie nicht gebüdet werden. Aber auch den Gelegen der Rebhühner, Wachsteln, Enten und anderer jagdbaren Vögel werden sie sehr gefährlich, und der Jäger thut gut

daran, diese Nesträuber möglichst kurz zu halten. „Einen Fall aus vielen, bei denen ich Zeuge war, über die Dreistigkeit der Raben beim Nesträubern, möchte ich hier kurz erwähnen. Im Garten unserer früheren Wohnung, welcher rings von Stagenhäusern umgeben war, hatte ein Amselpärchen auf einem ca. zwei Meter hohen Tannenbäumchen sein Nest „aufgeschlagen“; in ihm befanden sich zwei kurz vor dem Ausfliegen stehende Junge. Die Alten waren viel unterwegs, um Nahrung für die stets hungrigen Jungen zu suchen; in ihrer Abwesenheit wurde das Nest stets von uns angebenden Jünglingen treulich behütet, damit nicht etwa eine Krabe dem hübschen Familienleben ein jähes Ende bereite. Da wurden wir eines Tages, während wir im Garten spielten, durch heftiges Schreien der alten Amseln aufmerksam gemacht und gewahrten eine Rabenkrähe, die, wie ein Blitz aus heiterem Himmel herniederstehend, sich auf dem Neste niederläßt. Durch unser heftiges Schreien und einige Steinwürfe gestört, erhebt sie sich sofort wieder; aber schon ist das Unglück geschehen, denn als wir hinzueilten und nach den Nestlingen sahen, fanden wir beide als Leichen. Unfre Wut auf das „gemeine Rabenvolk“ war groß, und wir versahen uns gleich mit Schleudern, um diesen Mord an allen nur erreichbaren Mitgliedern dieser schwarzen Bande zu rächen. Aber die Raben waren schlauer als wir und ließen uns nie auf Schleuderverweite herankommen. Und gerade diese ihre Schlauheit kommt ihnen sehr zu gute und trägt viel zu ihrer Erhaltung und Vermehrung bei. Die meisten Jäger stellen ihnen wenig nach, da es schwer ist, auf Schußweite an die Raben heranzukommen, sie riechen, wie man zu sagen pflegt, das Pulver! Am besten kommt man ihnen in der Krähenhütte bei; denn sie sind samt und sonders große Feinde des Uhus und stoßen blindlings auf denselben.“ —

Humoristisches.

— Eine kleine Verwechslung. Der Jüngste des Münchner Wurstwarenhändlers Huber kommt freudestrahlend von der Strafe heraus und hält einen Regenwurm in der hohlen Hand. Stolz auf seine zoologischen Kenntnisse, zeigt der Kleine das fette Exemplar seinem Vater mit den Worten: „Schäug, Bata, schäug hera, i hob a Regensburger!“ —

— Kindermund. Mutter (zu ihrem Knaben ein paar Tage nach seiner Aufnahme in die Volksschule): „Na, Hans, wie gefällt es Dir denn in der Schule?“

Knabe: „Nicht schlecht; aber, Mutter, es ist halt immer ein halber Tag hin.“ —

— Amtsstil. Bewacht wird das altberühmte Taunusstädtchen Königstein von einer wunderbaren Ruine, die im Besitze der Großherzogin von Luxemburg ist. Am Eingange prangt eine Amtstafel mit folgender Inschrift:

Die Besichtigung der Ruine Ihrer königlichen Hoheit der Frau Großherzogin von Luxemburg ist dem Publikum gestattet. Das Besteigen der Mauern ist bei Strafe strengstens verboten und es wird gebeten, dieses Verbot zu beachten.

Die Polizeiverwaltung. — („Jugend.“)

Notizen.

— Joseph Ruederer hat eine historische Komödie (aus dem Jahre 1848) „Die Morgenröte“ beendet. Das Stück, das im Winter an einer Berliner Bühne die Erstaufführung erleben soll, wird zunächst in den „Süddeutschen Monatsheften“ abgedruckt werden. —

— Die Weimarer Kunstschule soll, nach den Plänen von de Welbes, erneuert werden. —

— Die Front des Neuen Nürnberg Stadttheaters soll mit einem Mosaik, die „Morgen unter der Welt“ esche“, geschmückt werden. Die Kartons will man durch Wettbewerb — nur zugänglich für bayrische Künstler — beschaffen. —

— Eine chinesische Bronzevase ist von der Generalverwaltung der königlichen Museen angekauft worden; Preis 22 500 M. —

— Ein neuer Saturnsmond ist von amerikanischen Astronomen auf der Höhensternwarte Arquipa photographisch entdeckt worden. Seine Entfernung vom Saturn wird am 3. August dieses Jahres etwa 11 Vogenminuten betragen. —

— In Neuhäus bei Großwardein (Ungarn) ist eine Tropfsteingrotte von 250 Meter Länge und 50 Meter Höhe entdeckt worden; man fand eine Menge von Höhleninsekten und Höhlenweichthieren. Diese Höhle ist beträchtlich größer als die Adelsberger Grotte, die bei 217 Meter Länge 33 Meter hoch ist. —

— Ein Stör im Gewicht von 238 Pfund wurde dieser Tage von einem Passarger Fischer im frischen Haff gefangen. Der Fisch enthält 15 Kilogramm feinsten Kaviars; er hat einen Wert von 200 bis 300 M. —

— Münchener Durst. Im Münchener Hofbräuhaus werden in diesem Sommer täglich 60 Hektoliter Bier verzapft; im Münchener Hofbräuhauskeller täglich nahezu 140 Hektoliter; die Maßhäfener Brauerei bringt jeden Tag 200 bis 250 Hektoliter zum Ausschank, und im Augustiner- und Löwenbräu Keller finden 300 Hektoliter täglich Absatz. —